

dergarten, Hort, Schule, aber auch in der „Freizeit“ von Kindern sind die Themen des letzten Kapitels, so dass dadurch Verbindungen zwischen Forschung und pädagogischer Praxis ersichtlich werden. Auch sie hätte man mit den genannten Handbuch-Instrumenten besser miteinander verknüpfen können. Denn die Medienerziehung von und für Kinder(n) stand und steht noch bis heute oftmals unter kaum wissenschaftlich gesicherten bewährpädagogischen Vorbehalten, so dass ihr weitere Verwissenschaftlichung und damit auch Professionalisierung erwünscht sind.

So erfüllt das Handbuch zumal für weniger Kundige sicherlich den Anspruch, erste und überblicksartige Orientierungen in vielerlei Hinsicht zu liefern. Die überaus reiche und gewiss auch heterogene einschlägige Forschung, ihre Ansätze, Theoreme und Ergebnisse souverän, angemessen und umfassend aufzuarbeiten und zugleich vergleichend einzuordnen – zumal auch mit Blick auf internationale Entwicklungen –, gelingt allerdings nicht gänzlich.

Hans-Dieter Kübler

Jakob J. E. Vicari Blätter machen

Bausteine zu einer Theorie journalistischer
Komposition

Köln: Herbert von Halem, 2014. – 201 S.

ISBN 978-3-86962-085-5

Blattmachen – wie geht das eigentlich? Im Vorwort zu dieser Münchener Dissertation stellt Michael Meyen eine nicht nur rhetorische Frage: „Sollen Menschen ohne direkte Anbindung an die Universität und ohne ständige Vor-Ort-Betreuung promovieren dürfen?“ Meine Antwort: Ja, sie sollen, auch wenn wir wissen, dass manche Promotionsordnung, manche Pflichtmitgliedschaft in (wenn auch hilfreichen) Graduate Schools die externe Promotion heutzutage deutlich erschweren. Das Ja als Antwort auf diese Frage ist umso entschiedener, je besser geschrieben die Dissertation ist. Und das ist hier zur Freude des Rezensenten der Fall. Kein Wunder, ist doch der Autor Absolvent der Deutschen Journalistenschule, erfahrener Wissenschaftsjournalist und inzwischen Redakteur des deutschsprachigen *Wired*-Magazins (wegen es verwundert, dass ausgerechnet die verstreuten Bemerkungen zum Digitalen Journalismus nicht auf der Höhe der Zeit sind).

Meyen attestiert Vicaris Dissertation das „Potenzial, die Journalismus- und die Medieninhaltsforschung zu irritieren und damit die

Kommunikationswissenschaft zu verändern“. *Irritieren* aber ist ein starkes Wort – mit *nach vorne bringen* wäre auch schon viel erreicht. Vicaris theoretischer Ansatz, nämlich die erstmalige Formulierung des journalistischen Konzepts Komposition, vermag das tatsächlich zu leisten. Mit kleinen Einschränkungen sind die ersten vier Kapitel des Buches überzeugend – vom empirischen Teil, dem Ergebnis von Beobachtungen in 16 Redaktionen, lässt sich das leider nicht unbedingt sagen. (Kleinere formale Fehler, z. B. im Literaturverzeichnis, können in einer zweiten Auflage behoben werden.)

Vicari legt seiner Arbeit die Systemtheorie zugrunde: „Komposition ist das Programm zur Herstellung der Fiktion einer wahrscheinlichen Realität.“ Demgegenüber wurde Bourdieu für die theoretische Fundierung leider nur schwach genutzt. Dabei hätte dessen Hauptwerk „Die feinen Unterschiede“ (1979) mit dem dort formulierten Konzept *Distinktionsgewinn* einiges hergegeben zum Verständnis von dem, was auch Vicari bewegt: Wie schafft es beispielsweise die *Zeit*, sich selbst allwöchentlich wieder zu ähneln und sich doch zu unterscheiden von einem *Spiegel* oder einem *Freitag*? Komposition kann „profilbildend“ wirken, sagt Vicari an einer Stelle, dort aber ohne jeglichen Bourdieubezug.

Komposition beschreibt Vicari als ein journalistisches Programm (in Anlehnung an Blöbaum), ein Verfahren, das sich an die nachrichtenwertgeleitete Selektion anschließt und das erst Sinn stiftet. Erst die Komposition setzt die ausgewählten Einzelnachrichten und -berichte in einen Verständnis- und Deutungsrahmen und konstituiert so ein Rezeptionsangebot, das Lesern gefallen kann, aus dem sie Nutzen ziehen können. „Die Redaktion entscheidet sich, macht ein Blatt“, so Vicari, der das Blattmachen zu Recht von bloßer Nachrichtenselektion, die noch kein Gesamtangebot darstellt, abheben will.

Sinnstiftung ist das redaktionell intendierte Resultat von Komposition: „Durch Komponieren wird in Redaktionen Sinn erzeugt.“ Erst sie gebe „der Diversität der Themen eine Struktur“. Gut systemtheoretisch begründet Vicari seinen Ansatz auch hier: „Allein nachrichtenwertlich selektierender Journalismus genügt zur Reduktion der Komplexität nicht. Deshalb hat der Journalismus mit der Komposition ein zweites, faktorengetriebenes Auswahlprogramm: die Komposition mit den Kompositionsfaktoren Selektion, Variation und Verknüpfung“ – wobei die gelungene Variation als „ein Qualitätsmerkmal“ verstanden wird.

Soweit folgt man dem Autor gerne. Sein Konzept ist theoretisch überzeugend und bietet Chancen auch für die Praxis. Beim Blick auf die empirische Überprüfung der Vorannahmen zeigen sich aber Schwächen. 16 Redaktionskonferenzen beobachtet und ausgewertet zu haben, ist zunächst eine große Leistung und auch methodisch interessant, wird doch die Beobachtung eher selten eingesetzt. Für die Feldarbeit hat Vicari studentische Beobachter eingesetzt und begründet dies, wie ich finde, mangelhaft. Da sie „Journalistenschüler“ gewesen seien, hätten die Beobachteten sie als „zugehörig zum System wahrgenommen“. Dem Wesen der Beobachter wird zugleich zugetraut, die Beobachteten zur „Erklärung des eigenen Tuns“ anzuregen – um bald danach das methodische Problem der Reaktivität zu diskutieren und als gering einzuschätzen. Das ist widersprüchlich.

In der Auswertung der zugeliferten Beobachtungsprotokolle unterlaufen Vicari einige quasi naturgesetzliche Formulierungen, deren Inhalt man in Zweifel ziehen muss: „Es braucht nicht mehr als die knappe Formulierung ‚Was gib’t’s?‘, um die Redaktion in Kompositionsmodus zu versetzen.“ Muss ein Chefredakteur in der Titelseitenkonferenz – und die allein hat Vicari fokussieren lassen – wirklich nicht mehr leisten? Sind alle Redakteure hochmotivierte Komponisten, die auf ein Fingerschnippen hin aktiv werden? Blattmachen kann laut Vicari „kaum scheitern“ – „Blattmachen gelingt vermutlich sogar ohne Blattmacher“. Das hört sich mehr ontologisch als empirisch an.

Natürlich setzt sich Vicari auch mit dem sprichwörtlichen „Bauchgefühl“ von Chefredakteuren auseinander, und sicherlich hat er Recht mit seiner Diagnose, dass Komposition in modernen Redaktionen mit ihren selbstbewussten und kreativen Mitgliedern nicht aus Monopolentscheidungen herrührt. Die Belege aber bleiben schwach. Die Beobachtung bei der *B.Z.* etwa, dass der Entscheider „Chefredakteur“ nur bei sechs von etwa 50 in der Konferenz behandelten Themen mit Nachfragen „interventiert“, ist nicht unbedingt ein Zeichen für kompositorischen Teamgeist, sondern kann genauso gut Gleichgültigkeit oder Einfalllosigkeit anzeigen. Der Ehrgeiz, mit dem Vicari seine These 7 – Komposition ist nicht an individuelle Macht gekoppelt – zu beweisen versucht, hat sich mir nicht erschlossen. Entsprechend skeptisch beurteile ich seine Schlussfolgerung: „Komposition als Programm der Freiheitsgrade hat sich auch Machtfreiheit bewahrt.“

Fazit: Den Anspruch, klären zu wollen, „welche Gesetze hinter einer guten Mischung stecken, die jeder Leser und jede Journalistin

intuitiv am Kiosk erkennt“, kann Vicari nur bedingt einlösen – zumal er zu dem Schluss kommt, es hätten sich keine Fixierungen von Kompositionsregeln gefunden, ja es gebe sie nicht. Insgesamt liegt hier aber ein Werk vor, das insbesondere Inhaltsanalysen eine neue Richtung geben kann.

Volker Lilienthal

Thomas Wiedemann / Michael Meyen (Hrsg.)

Pierre Bourdieu und die Kommunikationswissenschaft

Internationale Perspektiven

Köln: von Halem, 2013. – 296 S.

ISBN 978-3-86962-086-2

(Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft; 13)

In einer „Komfortzone“ von „Theorien mittlerer Reichweiten“ habe es sich die Kommunikationswissenschaft bequem gemacht und riskiere damit nicht nur ihre interdisziplinäre Anschlussfähigkeit und Drittmittelzuwendungen, sondern letztlich auch ihre gesellschaftliche Relevanz, konstatieren die Herausgeber in ihrer Einleitung. Im Fach dominierten psychologische Konzepte und Methoden sowie Ansätze mittlerer Reichweite, die die Kommunikationswissenschaft zu einer Subdisziplin der Psychologie machten.

Daher plädieren Michael Meyen und Thomas Wiedemann für die Nutzung „großer Theorien“, worunter sie „Ansätze mit einem Erklärungsanspruch jenseits konkreter Gegenstände“ verstehen. Sie stellten „zuerst Begriffe bereit, die einen Zugang zur Realität erlauben“ und so überhaupt erst eine Erkenntnisperspektive schaffen. Als fundamentale Denk- und Erkenntniswerkzeuge stellen sie eine Art erkenntnistheoretisches Apriori dar, das unterschiedliche Gegenstandsbereiche – bspw. auch aus der Kommunikationswissenschaft – neu beleuchtet. Einziges Beispiel einer solchen „großen Theorie“, die in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft aufgenommen worden sei, sei die Systemtheorie. Eine andere Großtheorie wurde von dem 2002 verstorbenen französischen Soziologen Pierre Bourdieu im Laufe von mehr als 40 Jahren entwickelt.

Für dessen Ansatz möchten die Herausgeber mit ihrem Band „Pierre Bourdieu und die Kommunikationswissenschaft“ im Rahmen ihrer „Mission“ nach eigener Aussage „werben“ – ihre Werbetätigkeit könnte vollmundiger kaum sein: Bourdieus Denkwerkzeuge „eignen